

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 37

Artikel: Früher Herbst
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640670>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. September

□ □ Früher Herbst. □ □

Don Alfred Huggenberger.

Nun muß der Sommer scheiden;
Der Tag kam früh, der Tag kam bald.
Der erste Reif liegt auf den Weiden,
Das Schweigen wandelt durch den Wald.

Die alten Tannen träumen
Von Sang und Sonnenherrlichkeit.
Ein Wort klingt zitternd in den Räumen:
Wo ist denn deine Sommerszeit?

Ich muß mich bang besinnen —
Wie kurz ist doch ein Lebensjahr!
So vieles gibt's noch zu gewinnen,
So wenig Träume wurden wahr!

Der Reif liegt auf den Weiden,
Das Schweigen wandelt durch den Tann.
Sroh sah ich manchen Sommer scheiden —
Heut kommt mich leis ein Trauern an.

(hintern Pflug.)

≡ Die große Hemmung. ≡

Novelle von Rudolf Trabol.

6

Die Worte klangen Hilda verführerisch, es war ihr, als spreche da etwas in ihrem Innern, sie hat recht, es ist so, aber sie gebot dieser Stimme gebieterisch Schweigen. Sie brauchte nur an René zu denken und der Zauber, der sie verführen wollte, verschwand. Sie antwortete darum:

„Reden Sie nicht so, Colette, ich kann es nicht hören von Ihnen, von einer Französin, die mir teuer ist.“

„Ich kann nicht anders, als offen zu Ihnen reden, so wie Sie es tun. Ich glaube an nichts mehr, vielleicht sind wir schon verraten. Ja, schauen Sie mich nur an, aber ich kann mir nicht helfen, ich habe keinen Glauben mehr an unsere Armee. Es kommt mir vor, unsere Regierung sei blind gewesen, wenn ich alles überdenke. Die Deutschen haben, wie schlimm es mit uns steht, und darum wagten sie es, den Krieg allen zu erklären, denn daß die Russen im innersten Kern verfault sind, das hat ja Ihr Mann selber oft genug gesagt. Und wenn ich an den Prozeß Caillaux denke, dann bin ich vollends fertig mit aller Hoffnung. O, nun mögen die großen Herren noch so prächtige Phrasen machen, ich vergesse nichts und weiß, daß über Nacht sich nicht alles so verändert hat. Herr Balandrau erzählte genug, was er gesehen in Ihrer Heimat, zählte alles auf, was wir versäumt im Handel, in der Industrie, in der Verwaltung. Er verhehlte es nicht, daß er in Deutschland in kurzer Zeit mehr gelernt als in Frankreich, und mein Mann sah es und wußte es zu schätzen, weil er

kein blinder Chauvinist ist. In der Armee scheint es das gleiche zu sein, aber die Franzosen sind verblendet, lassen sich von den Deputierten bei jeder Gelegenheit hinters Licht führen, und nun ist das Unglück hereingebrochen, nun muß das arme Volk bluten, das Land wird verheert, und vielleicht sind am Abend schon die Deutschen da. Sie haben natürlich nicht so Angst wie ich, das kann ich schon begreifen, denn es sind immerhin ihre Landsleute, die Sie respektieren würden.“

„Colette, ich begreife Sie nicht mehr, nein, ich kann Sie nicht mehr verstehen. Kennen Sie mich denn so schlecht, Sie, die ich als meine Vertraute ansehe, der ich mein Innerstes eröffnete? Ich schwöre Ihnen, ich wollte lieber sterben als vom Feinde eine Gnade annehmen, denn wenn auch die Deutschen das Volk meines Stammes sind, ihre Armee ist mein Feind so gut wie der Ihre! Ich bin als Frau Balandrau keine Deutsche mehr, mich verpflichtet der Treuschwur der Ehe als Französin zu leben und zu sterben, denn sonst wäre ich nicht mehr würdig, Madame Balandrau zu heißen. So ist es, und nun will ich kein Wort mehr sagen, und wenn Sie mich verlassen wollen, liebe Colette, dann tun Sie es, ich will Ihnen packen helfen, aber ich muß und will hier bleiben, es ist meine Pflicht und mein Wille.“

„Hilda, Hilda! Ich bewundere Sie, aber ich kann nicht anders als Sie anzuflehen, auch an meine Liebe zu glauben, die nur Ihr Bestes will.“